Werk

Titel: Altes Testament

Ort: Tübingen

Jahr: 1904

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?490492916_1904_0007|log120

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Altes Testament.

Text und Sprache des alten Testaments und nachkanonischer Schriften.

I.

KITTEL, R., Ueber die Notwendigkeit und Möglichkeit einer neuen Ausgabe der hebräischen Bibel. Studien und Erwägungen. Leipz., Deicherts Nachf. (G. Böhme), 1902. 86. M. 3.50. — KAHLE, P., Der masoretische Text des alten Testaments nach der Ueberlieferung der babylonischen Juden. Leipzig, Hinrichs, 1902. 108. — RAHLFS, A., Septuagintastudien, herausgegeben von A. R. I. Heft: Studien zu den Königsbüchern von A. R. Göttingen, Vandenh. & Rupr., 1904. 88. M. 2.80. — ROTHSTEIN, J. W., Zur Kritik des Deboraliedes und die ursprüngliche rhythmische Form desselben, in der „Zeitschr. d. Deutschen Morgenländ. Gesellsch.", Jahrg. LVI (1902) u. LVII (1903). — HEINRICI, C. F. G., Die Leipziger Papyrusfragmente der Psalmen herausgegeben und untersucht (Heft IV seiner „Beiträge z. Geschichte und Erklärung des neuen Testaments"). Leipzig, Dürr, 1903. 32 und Text (unpaginiert) und 2 Schrifttafeln. M. 3.—. — MUEHLAU, F. et KAUTZSCH, AEM., Liber Genesis sine punctis exscriptus, curaverunt M. et K. edit. quarta. Lips., Barth, 1904. V u. 78.

Es ist wirklich, wie KITTEL im Anschluss an ein Wort KLOSTERMANNS sagt, ein sehr grosser Uebelstand, dass man immerfort noch den überlieferten hebräischen Text Schülern im hebräischen Unterricht wie bei exegetischen Vorlesungen in die Hand gibt, als sei es der ursprüngliche Text, obwohl es für den auch nur einigermassen Sachkundigen keiner weiteren Begründung bedarf, dass der hebräische Text in sehr weitem Umfange nichts weniger denn als mit dem ursprünglichen Wortlaut übereinstimmend betrachtet werden kann. Viel Zeit würde dem akademischen Unterrichte für seine höheren Zwecke gewonnen und es würden wohl auch manchem Lernenden nicht wenige langweilige, textkritische, rein philologische Ausführungen erspart bleiben können, wenn eine wirklich kritische Ausgabe der ganzen alttestamentlichen Bibel oder doch eine solche der wichtigsten ihrer Teile nach Art der lateinischen und griechischen Klassiker

vorhanden wäre und dem Lernenden in die Hand gegeben werden könnte.

Die in dieser „Rundschau“ wiederholt angezeigte, an sich sehr wertvolle kritische Ausgabe der alttestamentlichen Schriften in den von P. HAUPT edierten Sacred books of the O. Test. kann schon ihres hohen Preises wegen den hier gemeinten Dienst nicht leisten, aber auch andere, in ihrer Einrichtung liegende Gründe machen sie dazu im ganzen ungeeignet.

Je weiter nun die textkritische Arbeit vorwärtsschreitet, je grösser die Masse der als mehr oder weniger gesichert zu betrachtenden Ergebnisse dieser Arbeit wird, und dazu darf auch hinzugefügt werden, je dringender die Notwendigkeit wird, den weitesten Kreisen, soweit sie auf den Urtext der Bibel zu hören überhaupt geneigt sind, unmittelbar vor Augen zu stellen, wie es um den überlieferten Text in Wahrheit steht, um einer falschen und in ihren Konsequenzen sehr gefährlichen religiösen Wertschätzung des Buchstabens endlich den Boden zu entziehen — um so fühlbarer und mächtiger drängt sich dem, der berufen ist, in die alttestamentliche Schrift lehrend einzuführen, das Bedürfnis auf nach einer praktischen kritischen Ausgabe derselben, nach einer Ausgabe, die es ihm ermöglicht, dem Lernenden ohne Schwierigkeiten aus einem kritischen Apparat heraus zu zeigen, wo wir sicherem oder doch mehr oder weniger wahrscheinlich sicherem und wo wir unsicherem, mehr oder weniger sicher rekonstruierbarem oder auch trotz aller kritischen Hilfsmittel schwankend bleibendem Texte gegenüberstehen.

Reiche persönliche Erfahrungen haben KITTEL seit langem Anlass gegeben, dem unzweifelhaft vorliegenden Bedürfnis seine Aufmerksamkeit zu schenken, durch besondere Untersuchungen und sachliche Erwägungen die aus diesem Bedürfnis der gelehrten Arbeit erwachsende Aufgabe genau zu bestimmen und den Weg zu finden, auf dem sie in wissenschaftlich haltbarer und möglichst befriedigender Weise gelöst werden könne. Das ausserordentlich wertvolle Ergebnis seiner mühevollen Arbeit bietet vorliegende Schrift, deren Bedeutung im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Umfange steht. Wie viel des wert-

vollsten Materials und wie reiche Anregung und positive Belehrung sie bietet, kann im ganzen Umfange nur ein sorgfältiges Studium ihres Inhalts lehren. Das Referat, das hier vorgelegt wird, vermag nur Andeutungen zu liefern, von denen jedoch gehofft wird, dass sie die Aufmerksamkeit aller für die Sache Interessierten auf die Schrift lenken werden.

Gewiss hat KITTEL Recht gehabt, wenn er in der Meinung, es bedürfe nach Lage der Dinge kaum eines erschöpfenden Beweises des Bedürfnisses einer kritisch gereinigten Ausgabe des hebräischen Bibeltextes für Schule, Universität und Privatstudium (S. 3), sich darauf beschränkt hat, im ersten Abschnitt seiner Schrift einige Haupttatsachen der Textgeschichte zur Sprache zu bringen (S. 4—31), die besonders geeignet sind, jenes Bedürfnis ins Licht zu stellen. Es handelt sich dabei um Dinge, die natürlich demjenigen im ganzen nicht unbekannt sind, der mit der Geschichte des alttestamentlichen Textes vertraut ist. Aber auch ein solcher wird dem Verfasser für manche Belehrung und für manche neuen Gesichtspunkte, die er ihm eröffnet, dankbar sein. Und das kann auch nicht zweifelhaft sein, dass diese Ausführungen doch nicht bloss dazu dienen, jenes Bedürfnis näher zu begründen, sondern dass sie auch mit Bezug auf das eigentliche Ziel der Untersuchung in mehrfacher Hinsicht von grundlegender Wichtigkeit, also auch notwendig sind.

Kap. I (S. 4—13) ist der Frage nach der Herkunft unseres masoretischen Textes gewidmet. Es wird mit Rücksicht auf den tatsächlichen Befund der vorhandenen Handschriften festgestellt, dass vielleicht alle auf einen handschriftlichen Archetypus zurückgehen, der in den Anfängen der christlichen Aera, zur Zeit und aus wohl bekannten Gründen zuerst in der Schule des Akiba, also rund achthundert Jahre vor der Herstellung der uns bekannten ältesten Handschrift, zu der massgebenden Stellung erhoben zu werden begann, so dass er unter der Arbeit der sog. Masoreten nach und nach alle abweichenden Formen des hebräischen Textes beiseite schob und aus den Lehrhäusern verdrängte. So bedeutsam es nun auch ist, mit diesem im allgemeinen gewiss richtigen Ergebnis der textgeschichtlichen For-

schung bei einer kritischen Würdigung der alttestamentlichen Textüberlieferung überhaupt rechnen zu dürfen, und so verhängnisvoll es, wie zumal ein Beispiel neuester Zeit gezeigt hat, werden kann, wenn der textkritische Wert der masoretischen Arbeit, ihrer Grundlagen und ihrer Entwicklung unbeachtet bleibt oder unterschätzt wird, ist es doch sehr wohl getan, wenn KITTEL daran erinnert, dass mit diesem Ergebnis der grosse zeitliche Abstand unserer ältesten hebräischen Handschriften von der Entstehungszeit der hebräischen Urschriften zwar wesentlich verringert sei, aber doch auch von der so gewonnenen näheren Zeitlinie ab noch gross genug bleibe, um dem Zweifel Raum zu lassen, ob der Text nicht schon bis dahin sehr wesentliche Veränderungen seiner ursprünglichen Gestalt erfahren habe. Es kann daher nicht genügen, den masoretischen Text bis in s e i n e Anfänge hinauf und seine Entwicklung zu der ausschliessenden autoritativen Gestalt, in der er uns vorliegt, zu verfolgen; es ist notwendig, den Geschicken der Textüberlieferung auch in vormasoretischer Zeit so weit rückwärts als nur möglich nachzuspüren, nicht bloss, um die Textgestalt geschichtlich zu begreifen, die die Masoreten schliesslich festgelegt haben, sondern auch, um sich der Schwierigkeiten recht bewusst zu werden, die der Annahme im Wege stehen, in dem masoretischen Texte den ursprünglichen, alle Kritik ausschliessenden Wortlaut der heiligen Schriften vor uns zu haben.

So geht der Verfasser denn im 2. Kap. (S. 14—31) den Fehlerquellen nach, die in vormasoretischer Zeit die Gestalt des Textes in schädlicher Weise beeinflusst haben können und tatsächlich verderblich beeinflusst haben. Sehr dankenswert ist sein ziemlich eingehender Nachweis, eine wie bedeutsame Schädigung der Texte schon der Wandel der Schriftform aus der althebräischen durch eine mittlere, wohl unter aramäischem Einfluss entstandene hindurch zu der sogen. Quadratschrift herbeiführen konnte und vielfach sicher herbeigeführt hat. Ich mache besonders auf die Ausführungen S. 20 f. aufmerksam, die es wahrscheinlich zu machen suchen, dass der Prozess des Uebergangs aus der alten Schriftform mittels einer Art Mischgestalt

zu der Quadratschrift und des fortschreitenden Vordringens der Quadratschrift in ihrer Verwendung bei der Herstellung der heiligen Bücher fast die ganze nachexilische Zeit hindurch gegangen und erst etwa um die Zeit Christi zu seinem endgültigen Abschluss gekommen ist. Stimmt das, und ich halte es für zutreffend, so ergibt sich daraus auch für die textkritische Arbeit ein gewichtiger Schluss. Die Fälle sind nicht selten, wo es nur möglich ist, dem ursprünglichen Wortbilde kritisch auf die Spur zu kommen, wenn man sich das in Quadratschrift geschriebene Wort in eine ältere Schriftform umgeschrieben vorstellt. Ist nun aber die handschriftliche Fortpflanzung in den letzten Jahrhunderten vor Christo durch eine von der althebräischen Schrift allmählich zur Quadratschrift hinüberführende Schriftform hindurchgegangen, so ergibt sich das Recht, ja die Notwendigkeit, in gegebenen Fällen sich zunächst auf Grund jener mittleren Schriftformen die von der Masora gebotene, aber kritisch verdächtige Gestalt eines Textes paläographisch verständlich zu machen. In vielen Fällen wird man, wie ich aus ziemlich reicher Erfahrung weiss, so zu dem gewünschten Ziele gelangen, einem wenigstens richtigeren Texte als dem masoretischen auf die Spur zu kommen; ob dem unbedingt richtigen, d. h. dem ursprünglichen, das ist natürlich eine andere Frage. Die Berücksichtigung der Geschichte der hebräischen Schrift unter dem hier in Frage stehenden Gesichtspunkte bietet also m. E. nicht bloss eine sehr beachtenswerte Aufklärung über einen recht reich sprudelnden Quell von Textfehlern, sondern auch ein sehr bedeutsames, wenn vielleicht auch nur mit grösster Vorsicht und Zurückhaltung zu verwendendes Hilfsmittel, Textfehler in ihrer besonderen Art zu erkennen und sicher erkannte Textverderbnisse zu heilen.

Von vielleicht noch grösserer Wichtigkeit ist die Beachtung der Entwicklung der Schrift bei der kritischen Verwendung der alten griechischen Version, der sogen. Septuaginta. Was Kittel über die Schreibweise, die die LXX voraussetzt, ausführt (Seite 22—25), verdient ernstliche Beachtung. Er dürfte Recht haben, wenn er meint, es sei, da unzweifelhaft

verschiedene Hände an der Uebersetzung gearbeitet hätten, nicht wahrscheinlich, dass dem ganzen Werke ein und dasselbe Exemplar des hebräischen Textes zu Grunde liege, wohl aber dürften es Handschriften desselben Typus, nämlich der in Aegypten verbreiteten Rezension des Textes gewesen sein. Auch lehre eine genaue Untersuchung von Differenzen zwischen LXX und dem masoretischen Texte, dass die Uebersetzer die Texte wenigstens nicht überall schon in Quadratschrift vor sich gehabt. Viele Buchstabenverwechslungen liessen sich nur aus der oben erwähnten mittleren Gestalt der Schrift begreifen. Ja, die Annahme liege nahe — ich halte sie für sicher —, dass die der Version zu Grunde liegenden Handschriftenexemplare nicht bloss in Aegypten hergestellt, sondern auch in dem uns aus Papyri bekannten ägyptisch-aramäischen Typus der mittleren Schrift geschrieben waren. Ich halte gerade dies in textkritischer Hinsicht für besonders wichtig. Es ist, will man die LXX textkritisch wirklich ausnutzen, wie sich eigentlich von selbst versteht, unbedingt nötig, die hebräische Grundlage ihres Wortlauts zu erschliessen, und nicht wenige Eigentümlichkeiten ihrer Wiedergabe der hebräischen Vorlage und auch manche Abweichungen in ihr von der schliesslich im masoretischen Texte kanonisch gewordenen palästinensischen Texttradition werden erst dann vollkommen verständlich, wenn man sich die der Version sicher oder doch vermutlich zu Grunde liegende Gestalt des hebräischen Wortlauts in der Form jener ägyptisch-aramäischen Schrift geschrieben vorzustellen sucht. In nicht wenigen Fällen wird es so möglich, die Textform zu finden, aus der die Verschiedenheiten der Textlesart auf beiden Seiten erwachsen sind, eventuell also auch Textfehler auf der einen oder der anderen Seite zu erkennen und zu verbessern. Natürlich bildete die Form der Schrift und ihre Wandelung auch auf ägyptischem Boden bei der handschriftlichen Fortpflanzung der heiligen Texte einen unablässig fliessenden Quell von Textirrungen und -verwirrungen, mit denen man hier genau so ernstlich bei allen kritischen Operationen rechnen muss, wie auf palästinensischem Boden bei der kritischen Untersuchung der von der Masora übernommenen

Textgestalt.

KITTEL spricht sodann (S. 26—31) von den Textfehlern, die aus anderen Eigentümlichkeiten der älteren Textüberlieferung hervorgehen konnten. Der masoretische Text wie die LXX bietet nicht wenige Fälle, wo der Mangel an einer festen Worttrennung zu fehlerhafter Auffassung und Gestaltung des Konsonantentextes geführt hat. Noch reicher ist die Zahl von Textfehlern, die ihre letzte Wurzel in dem Mangel jeglicher Festlegung des ursprünglichen Sinnes des Textes durch eine sichere Bezeichnung der Vokalisation besitzen. Allerdings brauchte hierdurch der Konsonantentext nicht ohne weiteres in Mitleidenschaft gezogen zu werden, aber in wie viel Fällen doch eine andere Lesung, d. h. ein anderes Verständnis des überlieferten Konsonantentexts auch eine Wandlung des konsonantischen Wortbildes, zumal auch unter Einwirkung der mehr und mehr verwendeten Vokalbuchstaben, herbeiführen konnte und herbeigeführt hat, dafür liegen Beweise in genügender Anzahl vor. Es ist darum vollkommen berechtigt, wenn KITTEL neben den anderen reichhaltigen Fehlerquellen für den hebräischen Text in vormasoretischer Zeit auch die Tatsache hervorhebt, dass der masoretischen Arbeit eine Zeit der Freiheit in Bezug auf Schreibung und Lesung des Textes vorherging, die nicht nur zu Verschiebung und Verdunkelung des Schriftbildes führen konnte, sondern auch oft genug geführt hat.

Als Endergebnis des ersten Teils seiner Schrift stellt KITTEL schliesslich in Uebereinstimmung mit BUHL fest, der masoretische Text, so sorgfältig er auch bewahrt sei, sei doch nichts mehr als ein textus receptus, dessen Verhältnis zu dem ursprünglichen eine offene Frage bleibe, und damit sei auch das Bedürfnis einer Neubearbeitung des alttestamentlichen Bibeltextes ausreichend begründet. Ich möchte mir erlauben, dieses Ergebnis in einer Richtung noch etwas schärfer zu fassen. Der von den Masoreten festgelegte Text ist, was nicht übersehen werden darf, im letzten Grunde nur der Repräsentant einer Linie oder Familie der handschriftlichen Ueberlieferung des alten Testaments auf palästinensischem Boden. Er mag nach dem Urteil der Autori-

tät, die diesem Texte zu seiner einzigartigen Stellung verhalf, der beste und reinste gewesen sein, aber er war dies sicher nur relativ. Von irgend welcher Kritik bei der Wahl des handschriftlichen Textes in unserem Sinne des Wortes kann schwerlich geredet werden. Jedenfalls beweisen die jüngeren Versionen, so weit man sie auch als Zeugen für die auf palästinensischem oder vielmehr auf palästinensisch-syrischem Boden fortgepflanzte Textüberlieferung ansehen darf, dass es in den ersten Zeiten der beginnenden masoretischen Arbeit neben der einen Textgestalt auch noch Handschriften oder gar Handschriftenfamilien gab, die mehr oder weniger zahlreiche und bedeutsame Abweichungen in der Lesart enthielten. In noch höherem Masse gilt dies alles selbstverständlich, wenn man auf das Verhältnis des masoretischen Textes zu der der LXX zu Grunde liegenden ägyptischen Ueberlieferung des Textes hinblickt. An einer späteren Stelle redet der Verf. hierüber; darum genüge hier diese Andeutung. Unvergleichlich bleibt trotz alledem der Wert des masoretischen Textes, eben weil er der einzige, uns erhaltene hebräische Text ist; aber es ist nicht überflüssig, immer wieder daran zu erinnern, wie man vom kritischen Standpunkte aus über den masoretischen Text als Textzeugen neben den anderen urteilen muss. Das Bedürfnis einer Neubearbeitung und Neuausgabe des alttestamentlichen Bibeltextes wird so noch schärfer fühlbar.

Auch das letzte Ziel einer solchen, selbstverständlich nach den Regeln einer strengen methodischen Kritik zu unternehmenden Neubearbeitung kann an sich nicht zweifelhaft sein. Freilich, ob es jemals auch nur annähernd erreicht werden kann, das ist eine andere Frage. Grosse Besonnenheit und Vorsicht zeichnen die Untersuchungen und Erwägungen aus, die Kittel im zweiten Hauptteil seines Buches (S. 32 ff.) der Hauptaufgabe gewidmet hat, um deren Lösung willen er überhaupt seine Arbeit unternommen hat.

Das 3. Kap. (S. 32—46) hat er überschrieben: Das erreichbare Ziel. Zunächst redet er von dem idealen Ziele einer Neubearbeitung des alttestamentlichen Textes und

von seiner Unerreichbarkeit. Das Ideal würde natürlich erreicht sein, wenn es gelänge, die ursprüngliche Gestalt der Schriften, wie sie aus der Hand ihrer Verfasser hervorgegangen, wiederherzustellen.

Aus mancherlei, dem Sachkundigen ohne weiteres deutlichen Gründen kann an eine Verwirklichung dieses Ideals nicht im entferntesten gedacht werden, so lange wir auf die kritischen Hilfsmittel beschränkt bleiben, die uns bis heute zu Gebote stehen. Es wird sich selbst im günstigsten Falle immer nur um eine annähernde Wiedergewinnung des ursprünglichen Textes handeln, wo derselbe nach dem Ausweis der kritischen Untersuchung der Textzeugen verloren gegangen ist; schwerlich wird es sehr viele Fälle von Textkorrekturen geben (natürlich absolut sind solche Fälle nicht ausgeschlossen), bei denen ein gewissenhafter Forscher es wagen dürfte, die Identität des korrigierten Textes mit dem Urtexte zu behaupten.

Ich gehe auf die Einzelausführungen des Verfassers nicht ein; sie verdienen aber sorgfältige Beachtung. Wichtiger ist es, hier den Blick auf das vom Verf. als erreichbar bezeichnete, vor dem Ideal allerdings ziemlich weit zurückbleibende Ziel zu lenken (S. 36 ff.). Ich kann KITTEL nur zustimmen, wenn er (S. 36) sagt: „Unser wirkliches Ziel kann, so wie die Dinge liegen, nicht kurzweg die Urschrift selber sein, sondern die Gestalt des Textes zu einer bestimmten Zeit vor seiner Fixierung durch die Masora, unsere Aufgabe also die Fortbildung, genauer die Rückbildung des masoretischen Textes in der Richtung auf die Urschrift bis zu einem bestimmten, zwischen der Urschrift und der Masora liegenden Punkte". Es fragt sich nur, wo in der vormasoretischen Zeit der textgeschichtlichen Entwicklung dieser Punkt zu suchen ist, bis wie weit wir imstande sind, auf kritisch sicherem Boden in methodischer Arbeit der wirklich vorhanden gewesenen Textgestalt nachzugehen, also eine Neuausgabe des Gesamttextes zu bewirken, die einen Text darbietet, wie er tatsächlich einmal vorhanden gewesen ist.

Um die gesuchte Zeitgrenze zu finden, geht KITTEL mit Recht von den Versionen, in erster Linie von der LXX aus. Die griechische Uebersetzung setzt selbstverständlich einen Text voraus, der wirklich zur Zeit ihrer Herstellung in den hellenistischen Kreisen im Gebrauche war, für die die Version bestimmt wurde. Und auch ich glaube mit dem Verf., dass trotz aller Schwierigkeiten im einzelnen und trotz aller Vorsicht, die beobachtet werden muss, es doch im grossen und ganzen noch möglich ist, die Gestalt des hebräischen Textes zu ermitteln, die von den Uebersetzern gelesen wurde. Man wird dies m. E. in manchen Fällen mit umso grösserer Sicherheit tun, wenn man bei der Ermittelung des einer griechischen Wendung zu Grunde liegenden hebräischen Ausdrucks zugleich an die oben erwähnte Schriftform denkt, in der wahrscheinlich die hebräische Vorlage geschrieben war. Der so sich ergebende Text würde dann also die Gestalt der handschriftlichen Ueberlieferung darstellen, die dieselbe zur Zeit der Uebersetzer, d. h. wie KITTEL annimmt, in der Zeit etwa zwischen 280—150 v. Chr. besass; oder vielmehr da, worin er ebenso sicher recht hat, die von den Uebersetzern verwendeten Handschriften nicht erst ad hoc angefertigt, sondern schon älter gewesen sein dürften, so sei man wohl berechtigt, mit der Ansetzung der zu Grunde liegenden Handschriften um eine oder einige Generationen weiter hinaufzugehen und zwar für den Pentateuch etwa bis in die Zeit von etwa 350 bis 300, für die Propheten etwa 300—250, und für die jüngsten übersetzten Schriften etwa 200—150. Von diesen jüngsten, einer nur kleineren Gruppe von Schriften, aber könne abgesehen werden, weil bei ihnen der Abstand des Uebersetzers vom Verfasser viel weniger in Betracht komme als bei den ersten beiden Gruppen. Dann bleibe als Zeit der Uebersetzung etwa 280 bis 200, als Zeit der Herstellung der betreffenden hebräischen Handschriften etwa 350—250 v. Chr. Wie man in dieser Zeit die älteren Schriften des alten Testaments — man muss aber hinzusetzen: auf ägyptisch-alexandrinischem Boden — las, das sähen wir, meint KITTEL, an der LXX in authentischer Weise. Und damit hätten wir, da wir die Urschrift selbst, wenigstens

bei den älteren Schriften, nicht als Ziel unserer Arbeit setzen könnten, ein erreichbares Ziel gewonnen. Das erreichbare, darum natürlich von uns auch bei einer Neubearbeitung und Neuausgabe des Bibeltextes zu erstrebende Ziel sei also, den Text zu finden, den die jüdische Gemeinde im 4. und 3. Jahrhundert, also ca. 300 v. Chr., gelesen hat (S. 38).

Ich deutete durch einen Zwischensatz soeben schon an, dass das Textzeugnis der LXX doch eine Schranke zeige. Auch KITTEL hat dies nicht übersehen. Hernach (S. 43 ff.) geht er auf die Tatsache ein, dass in Wahrheit die LXX eine selbständige Textrezension neben der im masoretischen Texte festgelegten darbiete. Es seien (wie in auffälligster Weise ja das Jeremiabuch zeigt) die Zeugen zweier verschiedener Ueberlieferungen des Textes, die allerdings schliesslich auf dieselbe Grundlage zurückgehen. Das müsse daher jedenfalls festgestellt werden, schon um 300 v. Chr. habe es nicht bloss einzelne Handschriften des alten Testaments, sondern auch schon Gruppen oder Familien von Handschriften gegeben, deren jede eine selbständige und eigenartige Gestaltung der handschriftlichen Ueberlieferung darstelle. Zwei von diesen Handschriftenfamilien seien in der LXX und im masoretischen Texte repräsentiert; sie seien also die Zeugen für eine Verschiedenheit der Textüberlieferung einerseits auf ägyptischem, andererseits auf palästinensischem Boden. Das hebräische Original der LXX biete also n i c h t die damalige Gestalt des hebräischen Textes überhaupt, sondern nur eine Parallele zum masoretischen Texte oder, genauer möchte ich sagen, zu der Form der Textüberlieferung auf palästinensischem Boden, die hernach die von den Masoreten festgelegte Gestalt angenommen hat. Diese Erkenntnis hat natürlich praktische, methodische Konsequenzen für die Ausführung einer kritischen Neuausgabe des hebräischen Textes. Eine einfache Zusammenarbeitung der beiden Rezensionen ist ausgeschlossen. Die prinzipiellen Richtlinien, die Verf. S. 45 für die praktische Verwertung der LXX festlegt, verdienen unbedingte Zustimmung, ebenso wie er Beifall verdient, wenn er grundsätzlich feststellt, dass die kritische Neubearbeitung des Textes den masoretischen

Text als Grundlage und Ausgangspunkt nehmen und sich in der von ihm gebotenen Richtung rückwärts fortbewegen müsse, oder wenn er mit Bezug auf Aeusserungen von anderen Gelehrten fordert, dass der mit Hilfe von allerlei Verbesserungen des textus receptus zu gewinnende Text unter allen Umständen in der Richtung des masoretischen Textes liegen müsse und im Prinzip nie über die masoretische Rezension hinausgehen dürfe. Denn es handelt sich ja darum, einen hebräischen Text zu gewinnen, von dem man annehmen darf, dass er wirklich um die angenommene Zeit in der rekonstruierten Form vorhanden war und gelesen wurde, und eine wirklich sichere Grundlage für die Feststellung des hebräischen Textes haben wir doch nur im masoretischen Texte.

Selbstverständlich äussert sich Verf. auch über den Wert der jüngeren Versionen für diese Arbeit und ihre Verwendung, über die kritische Verwertung innerbiblischer Parallelen, wie über das Recht, aber auch die Schranken einer Anwendung der Konjekturalkritik (S. 39 ff.), und es geschieht dies so, dass man prinzipiell nur beistimmen kann. Ich vermisse ein besonderes Eingehen auf den Samaritaner in diesem Zusammenhang; dann kann ich aber auch nicht ganz zustimmen, wenn er sagt, die jüngeren Versionen kämen wesentlich nur insofern in Betracht, als sie uns zur Kontrolle der LXX dienten. Er konstatiert allerdings, dass es auch Fälle gebe, wo diese Versionen gegen die LXX eine eigenartige und bessere Lesart bewahrt hätten, also bezeugten, dass der Uebersetzer ein Exemplar des hebräischen Textes vor sich gehabt hätte, das die bessere Lesart bewahrt hatte. Und er fügt mit Recht hinzu, diese Bewahrung einer besseren Lesart sei nur daraus erklärbar, dass dieselbe in anderen Exemplaren oder Handschriften als den von den griechischen Uebersetzern benutzten aus älteren Zeiten in die jüngere hinübergerettet worden sei. Kittel wird später (S. 44), wie schon mitgeteilt wurde, zu dem Schlusse geführt, zu Ende des 4. und zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. habe es bereits Gruppen oder Familien von Handschriften gegeben, deren jede eine selbständige und eigenartige Gestaltung der

handschriftlichen Ueberlieferung dargestellt habe. Das ist auch meine Ueberzeugung. Von dieser Ueberzeugung aus aber komme ich nun unter Beachtung bestimmter tatsächlicher Verhältnisse in Bezug auf die jüngeren Versionen doch zu einer etwas abweichenden Auffassung. Gewiss ist es richtig, dass sie uns die Möglichkeit bieten, die Lesarten der LXX zu kontrollieren, aber sie rücken doch, wie ich schon oben andeutete, m. E. als Textzeugen näher an die von den Masoreten festgelegte Textrezension heran. Denn die handschriftliche Grundlage, auf der sie ruhen, war zunächst sicher nicht auf dem gleichen Boden wie die der LXX erwachsen, sondern auf demselben Boden, auf dem der masoretische Text seine Heimat hatte, d. h. auf palästinensischem oder, wenn wir an die syrische Version denken, auf palästinensisch-syrischem Boden, und sofern sie eigentümliche Lesarten gegenüber dem masoretischen Texte zeigen, ist m. E. der nächstliegende Schluss, es beweise dies, dass es auch auf diesem Gebiete noch in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera neben der von der Masora zu kanonischer Autorität erhobenen Textgestalt auch noch Handschriftenfamilien gegeben habe, die zwar dem masoretischen Texte im ganzen sehr nahe standen, aber doch auch noch eigentümliche und nicht selten vielleicht nicht bloss bessere, sondern sogar unbedingt vorzuziehende Lesarten in sich bargen. Mir scheint es z. B. (näher kann ich natürlich hier nicht auf Einzelheiten eingehen) sehr wenig begründet zu sein, wenn man gelegentlich bei einer Uebereinstimmung der altsyrischen Version mit der LXX in einer auffälligen Lesart gegenüber dem masoretischen Texte auf eine Beeinflussung des Syrers durch die alexandrinische Version geschlossen hat. Die Schwierigkeiten einer textkritischen Verwertung aller dieser jüngeren Versionen in dem von mir gemeinten Sinne sind mir wohl vertraut, aber in erster Linie scheinen sie mir (auch Theodotion nehme ich davon nicht ohne weiteres aus) doch lediglich mit der masoretischen Texttradition zusammenzugehören und mit ihr zusammen dazu verwertet werden zu müssen, vom masoretischen Texte aus eine ältere Stufe der Entwicklung der Textüberlieferung auf palästinensischem

Boden zu erschliessen, eine Arbeit, die, wie ich meine, zunächst ohne Rücksicht auf die LXX geschehen müsse. Es muss zunächst die Textform innerhalb der palästinensischen Tradition auf kritischem Wege erschlossen werden, aus der nicht bloss die Lesart der Masora, sondern auch die der anderen Zeugen für dies Traditionsgebiet formell, auch paläographisch und sachlich begreiflich ist. Das Zeugnis der LXX kommt m. E. erst dann in Betracht und kann alsdann einerseits das Ergebnis jener Operation bestätigen, andererseits aber auch Abweichungen zu Tage fördern, die zu weiteren textkritischen Ueberlegungen führen müssen und auf eine noch weiter rückwärts liegende einheitliche Textgrundlage zurückweisen. Die methodische Differenz, die ich damit gegenüber den Ausführungen des Verf.s zu vertreten glaube, ist zwar nicht allzugross, aber sie auszusprechen, schien mir doch immerhin der Mühe wert. Ich habe sie praktisch anzuwenden gesucht (vgl. unten meine Arbeit über Jud. 5 19 ff.) und habe sie auch, wie ich meine, erprobt befunden.

Sehr eingehend hat KITTEL auch auf die Frage nach der Vokalisation des auf dem von ihm skizzierten Wege gewonnenen Textes zu antworten gesucht (S. 47 ff.). Denn es ist in der Tat eine sehr schwierige, aber auch sehr wichtige Frage, ob die tiberiensische Vokalisation im allgemeinen auch als geeignet angesehen werden darf, einen Konsonantentext um 300 v. Chr. lesbar zu machen. Die Aufgabe, deren Lösung er sich vorgenommen, ist daher, die Frage zu beantworten, ob die Aussprache des Textes in der Zeit um 300 v. Chr. mündlich dasselbe darbot, was die spätere Schule mit ihren uns bekannten Vokalzeichen angeben wollte. Es ist unmöglich, hier die Fülle des Materials dem Leser auch nur andeutend vorzuführen, das der Verf. mit grosser Sorgfalt und überzeugendem Urteil verarbeitet hat. Es muss genügen, das Ergebnis seiner Untersuchungen und seiner Erwägungen kurz mitzuteilen und den Leser einzuladen, sich selbst in die Arbeit zu vertiefen und das Ergebnis auf seine Stichhaltigkeit nachzuprüfen. Naturgemäss wendet sich der Verf. zunächst (S. 48 f.) dem Zeugnis der LXX zu. Der Schluss, zu dem er gelangt, lautet (S. 59): Im ganzen dürfen

wir die Aussprache der Masora als schon zur Zeit der alexandrinischen Uebersetzung üblich ansehen, und gewiss fügt er mit Recht hinzu, es sei schon a priori unwahrscheinlich, dass das ganze System der hebräischen Aussprache ein erst durch spätere Reflexion künstlich gebildetes und nicht ein seinem wesentlichen Inhalte nach überliefertes sei. — Diesem Ergebnis widerstrebt, nun anscheinend aber der von SIEVERS in seinen metrischen Studien besonders nachdrücklich geltend gemachte Umstand, dass der masoretische Text selbst vielfache Spuren einer späteren Entwicklungsstufe an sich trage. Es sei daher grundsätzlich zwischen der Zeit der Entstehung unserer Texte und der Zeit der Bildung der masoretischen Aussprache zu scheiden, und die letztere sei in manchen und wesentlichen Stücken keineswegs als überliefert zu betrachten, sondern das Produkt später, jedenfalls erst der Zeit unserer Texte nachfolgender, künstlicher Schematisierung. KITTEL geht auf alle von SIEVERS geltend gemachten Tatsachen ein, prüft sie aufs sorgfältigste, gelangt aber schliesslich (S. 67) zu einem Ergebnis, das im wesentlichen SIEVERS' Position ablehnt und wiederum jenen Schluss rechtfertigt, dass wir prinzipiell der Aussprache der Synagoge um 300 v. Chr. gerecht werden, wenn wir die Texte der Masora gemäss lesen, also auch mit den masoretischen Zeichen vokalisieren.

Das vorletzte (5.) Kap. (S. 67—76) ist der Frage nach der Metrik und ihrer Bedeutung für die hier in Frage stehende Aufgabe gewidmet. Dass die Beachtung der metrischen Formen für die kritische Bearbeitung der Texte von wesentlicher Bedeutung ist, verkennt KITTEL nicht, aber er hat auch wohl recht, wenn er die Schranken ihrer Berücksichtigung bei der Zubereitung einer Neuausgabe der Bibel in dem von ihm gemeinten Sinne recht enge zieht. Auch hierauf näher einzugehen, muss ich mir leider versagen. Ebenso auch ist es nicht gut möglich, den Inhalt des letzten (6.) Kap. (S. 76 ff.), das die Einrichtung einer kritischen Ausgabe der Bibel, der die Untersuchungen des Verf. als grundlegende Vorarbeit dienen sollen, in den Grundzügen skizziert, näher darzulegen. Ich kann die hier gebotenen Richtlinien von praktischen Gesichtspunkten aus

nur billigen. Ihre Befolgung kann sehr wohl eine Ausgabe der hebräischen Bibel liefern, die imstande ist, nicht nur den unvergleichlichen und bleibenden Wert des masoretischen Textes zu wahren, sondern zugleich auch das Bedürfnis zu befriedigen, einen Text zu besitzen, der, eben weil in ihm auch die anderen alten Zeugen der Textüberlieferung mit ihren Abweichungen zur Geltung kommen, in höherem Grade als der masoretische Text allein der wirklich ursprünglichen Gestalt des Bibeltextes nahe führt. Möge es dem verdienten Verf. bald vergönnt sein, aus seinen mühevollen Vorarbeiten die von ihm erstrebte Frucht ausgereift und zur Ernte bereit vor sich zu sehen. Es steht zu hoffen, dass dieser Zeitpunkt nicht sehr ferne mehr ist.

Es trifft sich gut, dass es mir möglich ist, auf die ausgezeichnete, in ihren Vorbereitungen ungemein mühevolle, in ihren Ergebnissen ungewöhnlich wichtige Arbeit KAHLES in diesem Zusammenhange hinzuweisen. Sie ist einer leider nur in Fragmenten erhaltenen Bibelhandschrift (sie umfasst nur noch Stücke der Hagiographen) mit babylonischer Punktation in der königlichen Bibliothek zu Berlin gewidmet. Ihre Bedeutung liegt vornehmlich in dem positiven, von ihr gelieferten Nachweis der allerdings bisher auch nicht ganz unbekannten Tatsache, dass die Einheit der masoretischen (tiberiensischen) Punktation in der gesamten Judenschaft auch erst das Ergebnis einer langen Entwicklung gewesen, dass neben dieser zur Alleinherrschaft aufstrebenden Lesung des Bibeltextes sich in entlegeneren Gebieten der jüdischen Diaspora noch Jahrhunderte hindurch an nicht wenigen Stellen abweichende Lesungen erhalten haben und erst nach und nach von jener verdrängt und unterdrückt worden sind, kurz, dass also auch die masoretische Punktation, streng genommen, nichts anderes bietet als einen textus receptus, dessen Anspruch auf ausschliessliche Anerkennung ernstlichen kritischen Bedenken unterliegt. Die vom Verf. untersuchte Handschrift hat nicht nur sehr bemerkenswerte Eigentümlichkeiten in ihrem Punktationssystem, sie bietet auch, und das gibt ihr gegenüber allen bisher bekannten hebräischen Bibelhandschriften eine ein-

zigartige Bedeutung, in Einzelheiten der Punktation eine Fülle von anderer Ueberlieferung. Durch diese Handschrift erhalten wir tatsächlich eine Reihe von Varianten im hebräischen Bibeltext und, was sehr beachtenswert ist, sie bestätigt auch mehrere Konjekturen, die bezüglich der tiberiensischen Punktation gemacht worden sind, und ihre Vokalisation entspricht in nicht seltenen Fällen den Transkriptionen der LXX und sonstigen Ueberlieferungen wie bei Hieronymus u. a. viel mehr als das bei der tiberiensischen Punktation der Fall ist (S. 7). Der Verf. stellt (ebenda) schliesslich noch fest, diese babylonische Punktation stimme allerdings in den weitaus meisten Fällen, wie zu erwarten sei, mit der tiberiensischen Ueberlieferung überein, wenngleich die Methode der Punktation verschieden sei, auch seien die Grundlagen durchaus dieselben, aber es sei ein Ueberrest aus einer Zeit, in der die Vokalisation noch nicht so einheitlich durch die tiberiensischen Masoreten rezensiert gewesen sei, wie das später der Fall war. Dazu ist wohl zu beachten, was Verf. S. 5 in Bezug auf die uns bisher bekannten Handschriften mit babylonischer, mit der tiberiensischen im ganzen übereinstimmenden Punktation im Verhältnis zu der von ihm jetzt ans Licht gezogenen älteren, selbständigen babylonischen Punktation gesagt hat. Er weist hier in sicher begründeter Schlussfolgerung auf die Tatsache hin, wie mit dem Sinken der Bedeutung der jüdischen Schulen in Babylonien auch dort die tiberiensische Punktation des Bibeltextes immer stärkeren Einfluss gewann, zunächst dadurch, dass vorhandene babylonische Handschriften umgearbeitet wurden, bis zuletzt sie auch dort allein massgebend wurde, während sich Handschriften mit der älteren babylonischen Punktation schliesslich nur noch in abgelegenen Gegenden, wie im fernen südarabischen Jemen, freilich, soweit der Bibeltext in Frage kommt, auch hier nur in beschränktem Masse forterhalten konnten.

Diese vom Verf. selbst genügend charakterisierten Tatsachen haben m. E. nach einer anderen Seite hin eine sehr beachtenswerte allgemeinere Bedeutung, und auf sie hier gerade im Zusammenhang mit der an erster Stelle angezeigten Schrift auf-

merksam zu machen, scheint mir nicht überflüssig zu sein. Wir haben, wie KAHLE erwiesen hat, hier den positiven Beweis dafür, dass auf dem Boden der babylonischen oder allgemeiner mesopotamischen, auch wohl ostsyrischen jüdischen Diaspora sich vielleicht viele Jahrhunderte hindurch eine eigene Ueberlieferung der Lesung des Bibeltextes erhalten hat, dass es also sicher eine Zeit gegeben hat, wo die babylonische Lesung oder, was schliesslich auf dasselbe hinausläuft, die babylonische Exegese der heiligen Texte ebenso selbständig neben der palästinensischen herlief wie die ägyptisch-alexandrinische. Aber wir werden, wie ich meine, noch weiter gehen dürfen. Es ist zwar aus mancherlei Gründen wahrscheinlich, dass sich die konsonantische Einheit der Texttradition auf palästinensischem und babylonischem Boden nicht bloss hinsichtlich der Thora, sondern auch der anderen Schriftteile viel früher als die Einheit der Textlesung hat bewirken lassen, aber es ist ebenso wahrscheinlich, dass sich zumal in den Anfangszeiten der sich in Palästina anbahnenden masoretischen Festlegung e i n e s bestimmten Textes auch in Babylonien eine handschriftliche Form auch des Konsonantentextes aus älteren Zeiten erhalten hatte und fortgepflanzt wurde, die gegenüber dem uns bekannten palästinensischen Texte Varianten und wohl auch in nicht seltenen Fällen in diesen Varianten eine richtigere, wenn auch nicht gerade die ursprüngliche Lesart enthielt. Und hat nun KAHLE feststellen können, wie erwähnt wurde, dass die babylonische Vokalisation oft viel mehr mit LXX u. a. als dem masoretischen Texte zusammengeht, so glaube ich den Schluss wagen zu dürfen, dass es einst auch wohl nicht selten Fälle gegeben hat, wo auch der Konsonantentext in der babylonischen handschriftlichen Tradition, zumal in den Schriften ausserhalb der Thora, von dem palästinensischen und insbesondere dem zu massgebender Autorität erhobenen e i n e n palästinensischen Texte abwich und vielmehr mit der Gestalt desselben Hand in Hand ging, die auf ägyptischem Boden ihre Sondergeschichte erlebt hatte. Nun frage ich — und damit lenke ich in den Bereich von Bemerkungen ein, die ich oben gelegentlich bei der Anzeige des KITTELschen Buches gemacht

habe —, liegt es ausser dem Bereiche aller Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, dass wir in der altsyrischen Version (natürlich in ihrer ursprünglichen, jetzt freilich leider vielfach auch stark korrumpierten Gestalt) einen Zeugen jener älteren babylonischen oder babylonisch-ostsyrischen Texttradition vor uns haben? Steht die unbestreitbare Tatsache, auf die ich oben (S. 465) schon hinwies, dass der Syrer nicht selten eine Textgestalt voraussetzt, die viel enger zu dem der LXX zu Grunde liegenden gehört als zu unserem masoretischen, nicht in genauem Einklang mit dem, was KAHLE in Bezug auf die ältere echte, von der tiberiensischen noch nicht beeinflusste babylonische Punktation festgestellt hat? Und ferner entspricht auch die Tatsache, dass trotz aller Abweichungen in Einzelheiten der Text, den der Syrer gelesen hat, doch im ganzen der in der masoretischen Bibel festgelegten Textgestalt sehr nahe, ja, sehr viel näher steht als die ägyptische Texttradition, nicht der von KAHLE, wie mitgeteilt wurde, ebenso sicher festgestellten Tatsache, dass trotz aller Eigentümlichkeiten im einzelnen sich die babylonische Vokalisation in den weitaus meisten Fällen, wie zu erwarten sei, mit der tiberiensischen Ueberlieferung in Uebereinstimmung befinde? Die palästinensische und die babylonische Texttradition stehen allerdings, und zwar geschichtlich ist das unschwer zu begreifen, auf demselben Grunde, natürlich zuletzt gilt das auch in Bezug auf die ägyptische, aber der Schluss liegt sehr nahe, dass die Verzweigung der handschriftlichen Tradition, die wir für die drei verschiedenen Gebiete annehmen dürfen, in verschiedenen Zeiten erfolgt ist, dass der ägyptische Zweig sich früher zu selbständigem Leben abgezweigt hat, dass die Spaltung in verschiedene, mehr oder weniger selbständige Familien der handschriftlichen Ueberlieferung im Bereich der palästinensisch-babylonischen Judenschaft erst in jüngerer Zeit fühlbar geworden ist, sich im übrigen aber schon in früheren Zeiten vorbereitet hatte. Das, was ich hier ausführe, ist, wie ich wohl weiss, zunächst nur Theorie, eine Theorie indes, die sich mir schon längst aus einer nicht geringen Reihe von Beobachtungen und daran sich anknüpfenden Erwägungen aufgedrängt hat. Es

wäre von Interesse, einmal die in dem von KAHLE bearbeiteten Manuskript sicher bezeugten Varianten auf ihr Verhältnis zum Syrer zu untersuchen. Es ist selbstverständlich nicht nötig, dass in allen Fällen eine Uebereinstimmung vorhanden ist; es genügt, wenn auch nur in einer Anzahl von Fällen die vom Syrer vorausgesetzte Lesung des Textes mit der von der älteren babylonischen Punktation bezeugten Variante gegenüber dem masoretischen Texte im Einklang steht, um die Möglichkeit jener Meinung darzutun, der Syrer repräsentiere die östliche (babylonische) Texttradition, wie sie zu seiner Zeit in Umlauf war. Und dass es solche Fälle von Uebereinstimmung gibt, davon habe ich mich durch ein paar Stichproben überzeugt (vgl. z. B. die bei KAHLE S. 80 notierten beiden Stellen Hiob 18_9; 22_{12}).

KAHLE bietet nach dem einleitenden ersten Abschnitte in dem zweiten (S. 7 ff.) eine genaue Beschreibung des Berliner Manuskripts. Er bespricht sodann im dritten Abschnitt (S. 13 ff.) die orientalische (d. i. babylonische) Masora und zwar zunächst allgemeineres, so die Unterschiede in der Terminologie zwischen babylonischer und tiberiensischer Masora (hierzu wolle der Leser die lehrreiche Besprechung von KAHLES Buch durch P. FIEBIG im „Theolog. Literaturblatt" 1903 Nr. 49 vergleichen) und dann die von der Masora gebotenen Verschiedenheiten zwischen den östlichen und westlichen Lesarten. Das Manuskript bietet zu den bekannten Listen eine vom Verf. im einzelnen nachgewiesene wertvolle Kontrolle und Ergänzung. In besonderem Masse lehrreich sind die beiden nächsten Abschnitte, in denen er einerseits die orientalische (babylonische) Punktation im einzelnen (Abschnitt IV S. 24 ff.) und andererseits die Formenlehre des Hebräischen behandelt, wie sie sich aus der Handschrift als babylonische Ueberlieferung ergibt (Abschn. V S. 51 ff.). Im letzten (VI.) Abschnitt (S. 79 ff.) hat er die Varianten verzeichnet und besprochen, die sich ausser den schon in früheren Teilen seiner Arbeit erwähnten in der Handschrift vorfinden. Endlich gewährt er dem Leser in zwei Beilagen einen unmittelbaren Einblick in Masora und Text des Manuskripts. Es ist selbstverständlich ausgeschlossen, hier auf den reichen Inhalt der Arbeit